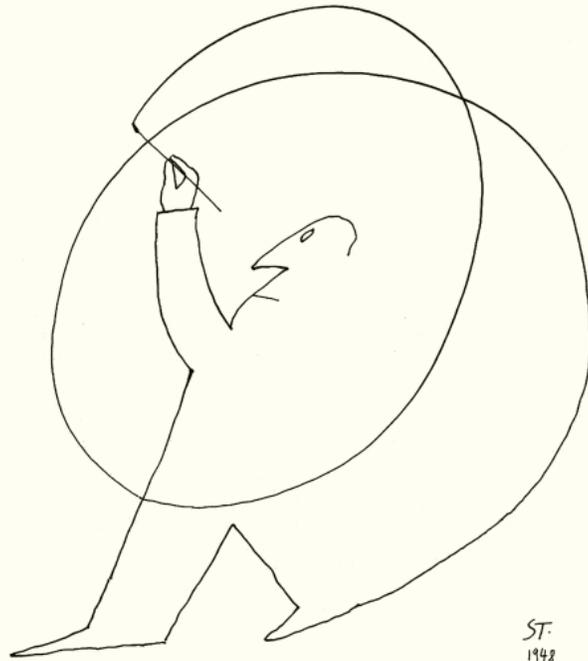


**Charles  
Lewinsky**  
*Sind Sie das?*

Eine Spurensuche

**Diogenes**



**Charles  
Lewinsky**  
*Sind Sie das?*

Eine Spurensuche

Diogenes

d

Charles Lewinsky  
Sind Sie das?  
Eine Spurensuche

Diogenes

*Für Mila,  
Yonathan  
und Ilay*

## Sind Sie das?

Wenn man fünfundsiebzig wird, kann man eine Kreuzfahrt buchen und beim Captain's Dinner feststellen, dass einem der Smoking definitiv nicht mehr passt. Man kann endlich mal seine Fotoalben sortieren und dabei die Erfahrung machen, dass man bei vielen Gesichtern nicht mehr weiß, zu wem sie gehören. Man kann sich einen Porsche kaufen und ihn in der Garage stehen lassen, weil man sich ja doch nur noch mit der vertrauten Rostlaube auf die Straße traut.

Oder man kann ein Buch schreiben.

Jeder Schriftsteller hat ein Lieblingsprojekt, an das er seit Jahren immer wieder denkt und das er doch nie in Angriff genommen hat. Weil ein anderes Buch wichtiger erschien oder ein anderer Auftrag dringender. Oder – wenn es um Ausreden geht, sind wir Schriftsteller kreativ – weil das so oft angedachte Buch nur besser werden konnte, je länger er damit wartete.

Und dann steht so ein runder Geburtstag im Kalender und damit die Frage: »Wann, wenn nicht jetzt?«

Auf Kreuzfahrten werde ich seekrank. Meine Fotoalben sind geordnet. Den Porsche überlasse ich den Altersgenossen, die mit seinen Pferdestärken die eigene abnehmende Potenz zu ersetzen hoffen.

Aber das Buch, das schon so lang in meinem Hinterkopf rumort – das leiste ich mir zum Fünfundsiebzigsten.

Dieses Rumoren begann vor mehr als zehn Jahren. Es war bei einer Lesung, und ein unhöflicher Gymnasiallehrer stellte mir eine Frage.

Wo genau diese Lesung stattfand, weiß ich nicht mehr, wie überhaupt die Ungenauigkeit des Erinnerns in diesem Buch eine große Rolle spielen wird. Irgendwo im Luzernischen war es, zumindest glaubt mein Gedächtnis, das so zu wissen, aber wenn mir jemand, der dabei gewesen ist, schreiben sollte, nein, im Aargauischen oder Solothurnischen sei es gewesen, werde ich ihm nicht widersprechen. Auf jeden Fall war es eine Vorortsgemeinde, einer dieser schnell gewachsenen Orte, die noch nicht recht wissen, ob sie immer noch ein Dorf sein wollen oder schon eine Schlafstadt. Eine Metropole war es auf keinen Fall, dort wäre mir so etwas bestimmt nicht passiert.

Es ist aber passiert.

*Johannistag* war damals gerade erschienen, mein Roman über einen deutschen Gymnasiallehrer, der sich in ein französisches Dorf zurückzieht, weil er wegen einer Affäre mit einer Schülerin seinen Beruf aufgeben musste. Ich war auf einer jener Lesereisen, die zu einem neuen Buch gehören wie der Muskelkater zum Marathon, wie die Pflicht zur Kür - nur dass beim Bücherschreiben die Pflicht nach der Kür kommt. Abend für Abend sitzt man irgendwo auf einem Podium und liest vor, immer mit dem leisen Gefühl, man habe dasselbe Publikum vor sich wie gestern und vorgestern, mehr Frauen als Männer, mehr Alte als Junge, als ob die Zuhörer von Lesung zu Lesung mittransportiert würden. Man bekommt auch immer die gleichen Fragen gestellt - »Wo nehmen Sie bloß die Ideen her?« ist die beliebteste und unbeantwortbarste - und muss sich Mühe geben, nicht einfach das Tonband vorformulierter Antworten ablaufen zu lassen.

An diesem Abend war alles anders. Mein Gesprächspartner war der Veranstalter der Lesung, ein Gymnasiallehrer, der in seiner Gemeinde wohl für Kultur in

jeder Form zuständig war. Beschreiben könnte ich ihn nicht, es wird ein nicht mehr ganz junger Mann gewesen sein. Aber die eine Frage, die er mir stellte, werde ich nie vergessen.

»Die Hauptfigur Ihres Romans ist ein Pädophiler. Sind Sie das?«

Nun ist die Verwechslung von Figur und Autor an sich nichts Ungewöhnliches. Wer selber keine Phantasie hat, kann sich nur schwer vorstellen, dass jemand anderes über diese Fähigkeit verfügt. Und es gibt ja auch genügend Autoren, die in wechselnden Verkleidungen immer nur über sich selber schreiben. Je nachdem, welche Interessen die Protagonisten meines letzten Buches gerade hatten, hat man mich nach diesem Prinzip schon für einen Fachmann für Geigenbau oder für einen frommen Bibelkenner gehalten. Was beides der Wirklichkeit nicht näher kommt als die Behauptung, ich würde nächstens am Opernhaus in *Schwanensee* mittanzen. Eine Verlagsmitarbeiterin, die mich noch nie persönlich getroffen hatte, meinte aus der Lektüre des *Melnitz*-Manuskripts sogar schließen zu können, ich müsse ein sehr modebewusster Mensch sein, was bei allen Bekannten, denen ich es erzählte, schallendes Gelächter auslöste. Dass ich mich für die Szenen, die in einem Kleiderladen spielten, fachkundig gelesen hatte, hatte ja nichts an meiner Unfähigkeit geändert, zu einem Hemd den passenden Pullover auszuwählen. Wie es ein Theaterkollege einmal auf den Punkt gebracht hat: »Du kannst tragen, was du willst – dir steht nix.«

Wie gesagt: Dass ein naiver Leser den Unterschied zwischen Beschreiber und Beschriebenem nicht erkennt und den Autor mit seinen Figuren verwechselt, das kommt immer wieder vor. Wenn bei einer Lesung die entsprechenden Fragen gestellt werden, versucht man in der Regel, diese komplizierte Beziehung in aller Ruhe

aufzudröseln, erklärt, dass nicht jede Erzählung eine Nacherzählung sein muss, dass Joanne K. Rowling nicht zaubern kann und Agatha Christie nie einen Mord begehen musste.

In der Regel.

Aber wenn einem öffentlich unterstellt wird, die Verführung Minderjähriger habe man doch bestimmt aus eigener Erfahrung geschildert, dann greift man nicht zum rhetorischen Florett, sondern nimmt den Zweihänder und schlägt zu. Ich habe meinem Gesprächspartner damals erklärt, ich kenne nur zwei Arten von Leuten, die diese Art von Fragen stellten: solche, die noch nie ein Buch gelesen hätten, und Gymnasiallehrer. Danach war die Veranstaltung sehr schnell zu Ende.

Ich erzähle die Geschichte hier nicht, um mich der Brillanz meiner Riposte zu rühmen. (Die Formulierung »brillante Riposte«, merke ich gerade, habe ich bei mir selber abgeschrieben. Sie stammt aus dem Roman *Melnitz*.) Vielleicht habe ich sie mir in der Erinnerung auch nachträglich noch ein bisschen zurechtgeschliffen; Erinnern ist ja meist nur ein Sich-selber-recht-Geben. Nein, ich berichte davon, weil diese Erkundigung nach meiner vermeintlichen Pädophilie über eine ganze Reihe gedanklicher Umwege zum Auslöser für dieses Buch geworden ist. Eigentlich müsste ich dem unsensiblen Fragesteller dafür dankbar sein.

»Sind Sie das?«

Von der Unhöflichkeit der Vermutung einmal abgesehen, ist das eine sehr interessante Frage. So interessant, dass ich beschlossen habe, ihr nachzugehen.

»Sind Sie das?«

Tom Stoppard hat einmal in einer Vorlesung gesagt, wenn andere Leute über seine Stücke redeten, komme ihm das jedes Mal vor, als ob ein Zöllner in seinem Gepäck

wühle und dabei Dinge zutage fördere, von denen er sich beim besten Willen nicht erklären könne, wie sie da hineingeraten seien. Obwohl sie unbestreitbar ihm gehörten. Sie mussten ihm aus Versehen in seine Koffer hineingerutscht sein.

Was packt man eigentlich im Lauf eines Schreiberlebens alles, ohne es zu merken, in seine Gepäckstücke? Was schmuggelt man – bewusst oder unbewusst – an Privatem, Eigenem, Höchstpersönlichem in seinen Büchern zum Leser? Welche Erinnerungen, Beobachtungen, Erfahrungen gehören gar nicht den Romanfiguren, sondern dem Autor? Wie viel von sich selber hat man – absichtlich oder unabsichtlich – in seine schriftstellerischen Arbeiten einfließen lassen?

Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr reizte es mich, das einmal bei mir selber zu überprüfen. Warum soll man die kritische Durchsicht seiner Bücher immer den Germanisten und Literaturkritikern überlassen? Warum nicht selber in den eigenen Koffern nach persönlichem Schmuggelgut fahnden? Mit einem guten Dutzend Romane stehen genügend davon auf dem Laufband. Vielleicht lässt sich aus ihnen Interessantes zutage fördern.

Wann, wenn nicht jetzt?

Die Versuchsanordnung, die ich mir ausgedacht habe, sieht so aus: Ich werde alle meine Romane vom ersten bis zum letzten Satz durchlesen, streng in der Reihenfolge, wie sie in fast vierzig Jahren erschienen sind. Und jedes Mal, wenn mir etwas auffällt, das nicht nur in die Romanhandlung gehört, sondern auch in meine eigene Geschichte, will ich dieses Mosaiksteinchen herauspicken und festhalten. Ganz ohne den Versuch, die Steinchen zu ordnen und zu einem Bild zusammenzusetzen. Ich werde sie einfach, so wie sie mir auffallen, hintereinanderlegen.

Auch das gehört zu den Spielregeln, die ich mir selber verordne.

Natürlich habe ich einen Hintergedanken dabei. Es wäre schön, wenn sich aus der gesammelten Konterbande ein Selbstbild zusammensetzte, in dem ich Dinge über mich entdecken kann, die mir vorher gar nicht bewusst waren. Aber vielleicht – das haben Experimente so an sich – kommt auch etwas ganz anderes dabei heraus.

Nur eines soll es auf keinen Fall werden: eine Autobiographie. Ich bin da ganz der Ansicht des berühmten Danebenformulierers Sam Goldwyn, der einmal gemeint hat, niemand solle seine Autobiographie schreiben, bevor er tot sei. (Und bei manchen Menschen wäre es auch dann noch zu früh.) Das eine oder andere meiner Bücher mag vielleicht interessant sein – mein Leben ist es nicht, nur schon, weil mir das Hemingway'sche Bedürfnis nach Abenteuern schon immer gefehlt hat. Mit der bahnbrechenden Erkenntnis: »Am liebsten saß er abends neben seiner Frau auf dem Sofa« stürmt kein Biograph die Bestsellerlisten.

Wer soll so ein Buch lesen, das nur aus einer ungeordneten Abfolge von Assoziationen und Erinnerungen besteht?

Keine Ahnung. Leser sind mir in diesem Fall auch gar nicht wichtig.

Außer drei bestimmten.

Wie immer diese Selbstbespiegelung auch ausgehen mag – ihr Ergebnis will ich meinen Enkeln widmen. Gewissermaßen als Erinnerungsvorrat. Sie sollen diese Zeilen lesen – falls dann überhaupt noch jemand liest –, wenn ich schon lang im Schriftstellerhimmel auf einer Wolke sitze und mit den Kollegen über innere Monologe und Erzählperspektiven diskutiere. Vielleicht denken wir uns auch gemeinsam die schlimmsten Höllenstrafen für die

Kritiker aus, die zu unseren Lebzeiten die Genialität unserer Werke nie genügend gewürdigt haben. So wie ich uns Schriftsteller kenne, ist das wahrscheinlicher.

Egal, womit ich mich im Jenseits beschäftige: Macht euch ans Lesen, Mila, Yonathan und Ilay! Dieses Buch ist für euch.

# Hitler auf dem Rütli

1984

Als mein allererstes Buch erschien, war ich schon achtunddreißig. Und trotzdem war es, fast zwei Jahrzehnte nachdem ich diese pädagogische Zwangsjacke abgelegt hatte, immer noch eine Reaktion auf den Geschichtsunterricht, den wir an der Kantonsschule Luzern bekommen hatten. Oder, was die jüngere Vergangenheit betraf, eben nicht bekommen hatten. Als nach den letzten Prüfungen die Noten für das Maturazeugnis schon feststanden, waren wir gerade mal beim Jahr 1918 angekommen. Was danach kam, wurde in den letzten Schulwochen im Schnelldurchlauf abgehakt. Für unsere weitere Karriere, so die unausgesprochene Botschaft, waren die Schlachten des Dreißigjährigen Krieges – die wir für eine Prüfung mal alle hatten auswendig lernen müssen – bedeutend wichtiger als die lächerlichen Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts. Immerhin reichte es unserem Geschichtslehrer noch zu ein paar Kommentaren, die heute wohl seine Entfernung aus dem Schuldienst zur Folge hätten. So meinte er zum Thema »Holocaust«: »Die Juden waren an dem, was ihnen passiert ist, auch selber schuld.« Meine Mitschüler hielten mich damals davon ab, auf ihn loszugehen, sie meinten, ich würde sonst mein Abschlusszeugnis gefährden. Noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, bereue ich, dass ich mich von ihnen habe zurückhalten lassen.

Selbstverständlich, so brachte man es uns bei, war die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs pausenlos heldenhaft gewesen. Die tapferen eidgenössischen

Milizsoldaten hatten den Ansturm der deutschen Truppen abgewehrt, und wenn sich die anderen Nationen nur endlich ein Beispiel an uns nehmen wollten, würden wir alle in einer besseren Welt leben.

An diesem kritiklosen Patriotismus hatte sich auch in den frühen achtziger Jahren nicht viel geändert. Immer noch bestimmte die Aktivdienst-Generation den Diskurs, und was die Geschichte der Schweiz in der Zeit des Nationalsozialismus betraf, verschönerte sie sich die Erinnerung an die unangenehme Zeit in Uniform gern mit lautstarkem Lob für die eigene Heldenhaftigkeit. Bei uns zu Hause hing noch gerahmt das Erinnerungsplakätchen, das man meinem Vater bei seiner Entlassung in die Hand gedrückt hatte: Vor dem Hintergrund der Alpen spähte ein blaugefärbter Soldat wachsam über die Grenze, das Gewehr im Anschlag, und darunter stand in lauter Großbuchstaben: »DIE ARMEE HAT IHRE AUFGABE ERFÜLLT. DURCH IHRE WACHSAMKEIT BEWAHRTE SIE UNSER LAND VOR DEN LEIDEN DES KRIEGES.«

Wer damals bezweifelte, dass allein die Grenzbesetzung durch unsere furchteinflößende Armee oder die uneinnehmbare Trutzburg des Reduit das Land vor einem Einmarsch der deutschen Truppen bewahrt habe, war ein linker Spinner und Nestbeschmutzer. Die Schweiz sei den Nazis auch nützlich gewesen? Der Judenstempel in deutschen Pässen sei auf Initiative der Schweizer Regierung eingeführt worden? So etwas sagte man besser nicht laut.

Allzu große Einigkeit ist mir zwar immer noch verdächtig, aber, altersmild oder streitfaul geworden, gestehe ich heute jedem Menschen das Recht zu, sich die eigene Geschichte nach seinem Gusto zurechtzulügen - solange er nicht von mir erwartet, dass ich sein Weltbild als

alleinseligmachend akzeptiere. Damals brachte mich mein Widerspruchsgeist auf die Idee, zwischen den Deckeln eines Buches darüber nachzudenken, wie sich die Schweizer wohl verhalten haben würden, wenn die deutsche Wehrmacht im Jahr 1940 auch die Schweiz überfallen und in einem Blitzkrieg erobert hätte, ob sie sich angepasst oder ob sie Widerstand geleistet hätten.

Ich wählte dafür die Form von fiktiven Interviews mit gewöhnlichen Schweizern, Durchschnittsbürgern, die sich viele Jahre später an eigene Erlebnisse aus der Zeit der deutschen Besatzung »erinnerten«. Das schien mir handwerklich reizvoll, weil ja für jeden der erfundenen Gesprächspartner eine eigene Sprache gefunden werden musste, ein kreativer Prozess, der mir auch heute noch bei jedem neuen Projekt wieder Spaß macht.

Ich hatte also den Plan für ein Buch, aber ich wollte es nicht allein schreiben, sondern suchte nach einem Partner, der sich die Hälfte der Gespräche ausdenken sollte. Mein Gedächtnis behauptet, ich habe damit sicherstellen wollen, dass möglichst viele Aspekte der erfundenen Historie berücksichtigt würden, aber ich befürchte, das ist ein nachträglicher Selbstbetrug. Wahrscheinlicher ist wohl, dass ich mir damals einfach noch nicht zugetraut habe, ganz allein ein Buch zu schreiben. Wer zum ersten Mal einen Berg besteigt, hat gern jemanden bei sich, der im Notfall das sichernde Seil festhält.

Wie auch immer - der erste Co-Autor, mit dem ich es versuchte, war André Kaminski. Wie sich bald herausstellte, war es nicht das Thema, das ihn an dem Projekt reizte, sondern die Vorstellung eines Titelblatts mit der schönen Zeile »von Kaminski und Lewinsky«. Er lieferte auch tatsächlich zwei oder drei Interviews, aber sie waren ihm derart phantasievoll und abgehoben geraten, dass sie meinem Ziel, eine möglichst glaubhafte

Gegenrealität zu schaffen, überhaupt nicht entsprachen. André sah das auch ein und schlug mir vor, statt mit ihm mit seiner Frau zusammenzuarbeiten. So kam es zu der äußerst erfreulichen Partnerschaft mit Doris Morf, die nicht nur einen weiblichen Aspekt in das Buch hineinbrachte, sondern als Nationalrätin auch einen verstärkt politischen.

Wie gut es uns gemeinsam gelang, die erfundene Eingliederung der Schweiz ins Dritte Reich als scheinbare Wirklichkeit zu beschreiben, zeigte Jahre später ein Artikel, den ein indischer Germanist in einer Fachzeitschrift veröffentlichte. Er verstand wohl mehr von Germanistik als von Geschichte und nahm den deutschen Überfall auf die Schweiz als Tatsache an. Wenn tatsächlich stattgefunden hätte, was wir für das Buch erfanden, wäre seine Analyse bestimmt sehr einleuchtend gewesen: Mit diesem Werk, schrieb er, arbeite die Schweiz eine schmerzliche Erinnerung auf.

Mal sehen, welche persönlichen Erinnerungen das Nachlesen bei mir auslösen wird.

\*

Schon in der ersten Geschichte meines ersten Buches bin ich fündig geworden. Eine Serviertochter – damals hieß das noch so – berichtet darin von einer besoffenen Feier anlässlich des Jahrestages der Schlacht von Sempach, bei der ein als Landsknecht verkleideter Patriot einem Journalisten seine Hellebarde auf den Kopf haut, weil er den Mann für einen Juden hält. Bevor er zuschlägt, zitiert er zwei Zeilen aus dem *Sempacherlied*:

*Erhaltet mir Weib und Kind,  
die eurer Hut empfohlen sind.*

Zu meiner Überraschung habe ich gemerkt, dass ich von den sechs Strophen dieses patriotischen Geschwurbels heute noch eine Menge auswendig weiß, obwohl es eine Ewigkeit her ist, seit ich sie mir einprägen musste. Ich habe – ohne dass ich mich erinnern könnte, was mich dazu veranlasst hat – als kleiner Bub in dem Knabenchor mitgesungen, der damals jedes Jahr für das Knabenschießen-Volksfest gebildet wurde. Das Erlebnis scheint mich sehr beeindruckt zu haben, denn ein zweites Lied aus unserem schmalen Repertoire – *Chumm, Bueb, und lueg diis Ländli aa* – habe ich später im Roman *Der Wille des Volkes* zitiert. Und *Wir sind die jungen Schweizer* könnte ich auch immer noch mitsingen. »Harus! Harus! In eine neue Zeit! Und sei's zu Frieden oder Streit – mein Blut ist jung, stark meine Hand und dein, mein Herz, oh Vaterland!«

Noch etwas zum *Sempacherlied*: Schon damals – und in diesem Fall bin ich mir sicher, dass ich das nicht nachträglich dazuerinnere – hat es mich gestört, dass all die großen Worte nicht sauber gereimt waren, »Schwertkampf« auf »Blutdampf«, »Mannskraft« auf »Speerschaft«, und alle durch die Melodie auch noch auf der ungereimten ersten Silbe betont. Ich war zwar erst etwa zehn Jahre alt, aber was Verse anbelangte, war mein Sprachgefühl schon damals gut entwickelt. Am Gymnasium, als im Lateinunterricht die Hexameter auftauchten, konnte ich aus dem Stand in dieser Versart reden und wunderte mich, dass meine Klassenkameraden daran etwas Besonderes fanden. Diese angeborene Fähigkeit war mir später, als ich Schlagertexte im Akkord liefern musste, oft nützlich.

Eigentlich habe ich mir vorgenommen, aus den Büchern, die ich wieder zur Hand nehme, immer nur gerade einen oder zwei Sätze zu zitieren und dann zu erklären, warum sie für mich eine persönliche Bedeutung haben – aber schon beim zweiten Kapitel meines ersten Buches bricht dieses System zusammen. Hier wird ein längeres Zitat notwendig sein, das allerdings gleichzeitig als seine eigene Erklärung dienen kann. Weil ich mich dafür von einem persönlichen Erlebnis nicht einfach habe inspirieren lassen, um es dann literarisch weiterzuverarbeiten, sondern es – wie man das als Anfänger im Literaturgewerbe wohl gern tut – einfach eins zu eins aufgeschrieben habe.

Nur den zeitlichen Zusammenhang habe ich verändert. Im Buch spielt die Geschichte am 10. Mai 1940. An diesem Tag hatten die deutschen Truppen ihren Westfeldzug begonnen, und da man auch in der Schweiz stündlich mit einem feindlichen Angriff rechnete, war in der jüdischen Gemeinschaft Panik ausgebrochen. Meine Mutter hat die Aufregung als Neunzehnjährige miterlebt und mir erzählt, an jenem Tag seien viele Mitglieder ihrer orthodoxen Gemeinde in die Bergkantone geflohen, während andere zwar ebenfalls gern die Stadt verlassen hätten, aber aus religiösen Gründen noch abwarteten. Der deutsche Angriff auf die Benelux-Länder war nämlich an einem Freitag erfolgt, und am Sabbat ist es orthodoxen Juden verboten, mit dem Auto oder der Eisenbahn unterwegs zu sein.

Ich gerate ins Plaudern, aber die folgende Anekdote ist zu schön, um in diesem Zusammenhang nicht erzählt zu werden: Wegen der Ermordung ihrer Schwester tat meine in Berlin aufgewachsene Großmutter den heiligen Schwur, nie mehr deutschen Boden zu betreten. Als sie zehn Jahre nach dem Krieg einmal mit ihrem Sohn im Auto zu einem Verwandtenbesuch nach Holland fuhr, ließ sie sich immerhin auf einen Kompromiss ein. »Du kannst von mir

aus die deutsche Autobahn benutzen«, sagte sie, »aber solange wir in diesem verfluchten Land sind, steige ich nicht aus.« Das ging gut, bis die sture alte Dame pinkeln musste und man verzweifelt nach einer Autobahnausfahrt suchte, von der aus man über den Rhein zu einer Toilette französischer Nationalität gelangen konnte. Man hat mir die Geschichte oft erzählt, aber es wollte mir nie jemand sagen, ob das Rennen gegen die Naturgesetze schlussendlich gewonnen wurde.

Um die Plauderei zu Ende zu bringen: Meine Großmutter hat ihren Schwur nur einmal gebrochen. Die Beschneidung meines Sohnes war für sie Grund genug, alle Vorsätze zu vergessen und zu uns nach Kassel zu fahren.

Zurück zu der Geschichte aus *Hitler auf dem Rütli*. Ein kleiner Junge wird von der allgemeinen Panik erfasst, auch wenn er deren Ursachen nicht versteht, und versteckt sich zwischen dem Nachmittags- und dem Abendgebet in der Synagoge, wo er dann allerlei Verbotenes anstellt.

Dieser kleine Junge war ich. Wenn man aus der Geschichte die feindliche Bedrohung weglässt und das Ganze vom Jahr 1940 in die frühen fünfziger Jahre verlegt, ist sie die exakte Beschreibung eines eigenen Erlebnisses.

*Es war auch ein wohliger Schauer dabei. Allein in der Synagoge. Das hatte auch etwas Mutiges, als kleiner Junge allein so nahe beim lieben Gott.*

*Lange saß ich nicht unter dem Pult. Es wurde immer dunkler. Ich hatte den Eindruck, dass das Ewige Licht vorne in der Mitte immer heller leuchtete.*

*Die Angst ließ nach und wurde immer mehr zu Abenteuerlust. Die Gemeindemitglieder haben jeder sein eigenes Pult, und ich habe die Deckel aufgemacht und hineingeschaut. Da waren nicht nur Gebetbücher und Gebetsmäntel, da gab es auch einen Schlüsselbund oder*

*dreckige Taschentücher. Aus einem Pult habe ich ein Bonbon gestohlen.*

*Ich bin durch die Türe gegangen, vorne rechts, wo immer der Rabbiner herauskommt. Ich weiß nicht, was ich mir dort erwartet hatte, aber ich kann mich gut erinnern, dass ich enttäuscht war. Einfach ein kahler Raum. So wie ich mir damals eine Gefängniszelle vorstellte.*

*Am Anfang hatte die Leere der Synagoge, der große, düstere Raum, etwas Überwältigendes. Aber ich war ein kleiner Junge. Ich wollte hinausgehen und meine Kameraden suchen. Die Synagogentüre war verschlossen. Ich musste warten, bis der Schammes sie nach dem Lehrvortrag wieder für Maariv öffnete.*

*Im Vorraum der Synagoge sind viele kleine Kästchen. Damals trugen die traditionalistisch gesinnten Gemeindemitglieder bei den großen Gottesdiensten noch einen Zylinder, und die waren in diesen Kästchen verstaut.*

*Ich habe eine Hutschachtel nach der anderen herausgenommen und aufgemacht. Die Zylinder herausgenommen und mit dem Finger Figuren in den sorgsam in eine Richtung gebürsteten Stoff gemacht. Nur Zeichnungen, nichts Geschriebenes. Am Schabbes darf man nicht schreiben.*

*Auf der Toilette gab es kein Toilettenpapier zum Abreißen von der Rolle, denn auch das wäre eine am Schabbes verbotene Tätigkeit gewesen. Stattdessen gab es dort ein Spezialprodukt, ineinander gefaltete einzelne Blätter. Wenn man eines herauszog, entfaltete sich das nächste. Ich habe sie alle herausgezogen und anders in den Karton gequetscht.*

Heute kann ich nicht mehr sagen, was mich damals zu diesem verbotenen Aufenthalt verleitete. Neugier allein

kann es nicht gewesen sein, denn die Synagoge an der Freigutstraße war mir wohlvertraut, schließlich hatte ich mich fast täglich dort einzufinden, am Sabbat zweimal zum Gottesdienst und an mehreren Werktagen sowie am Sonntagmorgen zum Religionsunterricht im Untergeschoss. (So viele Jahre lang zehn Wochenstunden Religion – und alle zusammen haben sie nicht ausgereicht, um aus mir einen gläubigen Menschen zu machen.) In dem imposanten Bau hatte jedes Gemeindemitglied seinen festen Platz, der innerhalb der Familie vererbt wurde. Als Kind konnte ich während der unendlich langen Gottesdienste sogar zwischen zwei Standorten wählen: entweder neben meinem Großvater im besonders frommen Bereich nahe beim Almemor, dem Ort der Torahlesung, oder viel weiter hinten, links außen neben meinem Großonkel Isaak, der die Regeln der Religion nicht so eng sah, mit seinem Banknachbarn auch mal einen Witz austauschte und es diskret übersah, wenn ich mir statt des Gebetbuches eine ebenso unverdächtig schwarz eingebundene weltliche Lektüre mitgebracht hatte. (Man musste nur aufpassen, nicht beim Umblättern beobachtet zu werden, weil hebräische Bücher ja in die andere Richtung gelesen werden.)

Aber neben aller Vertrautheit – Kinder sind in Synagogen wohlgelitten – spürte ich in dem hohen Raum doch auch immer gleichzeitig etwas bedrohlich Geheimnisvolles. »Numinos« würde ich es wohl genannt haben, wenn ich das Wort damals schon gekannt hätte. In diesen Räumen etwas anzustellen, und sei es noch so harmlos, hatte den Kitzel des Gefährlichen, schließlich war hier der liebe Gott zu Hause, und der war, das hatte man mir eingetrichtert, jederzeit zu den grausamsten Strafen bereit. Dieses Gefühl des permanenten Überwachtwerdens war so stark in mir verwurzelt, dass ich einmal, als ich in einem Moment der gierigen Selbstvergessenheit eine nicht koschere Wurst